Moderne Bestrebungen im Sprachunterricht und phonetische Tagesfragen : 2. Teil

Autor(en): **Löhrer, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **33 (1923)**

Heft 2

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-788412

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Moderne Bestrebungen im Sprachunterricht und phonetische Tagesfragen.

Von Alfred Löhrer, London.

II.

Alljährlich finden an der Universität London Ferienkurse über englische und französische Phonetik statt, die vierzehn Tage, zusammen mit dem fakultativen Ergänzungskurs drei Wochen dauern und gewöhnlich im Monat August abgehalten werden. Der Hauptkurs gliedert sich in drei Teile: Vorlesungen über phonetische Theorie, Hörübungen und praktische Klassenarbeiten zur Anwendung des Gelernten im Sprachunterricht, verbunden mit Lese- und Sprechübungen. Das Programm der dritten Woche enthält u. a. einen vierstündigen Einführungskurs in die experimentelle Phonetik. Ich komme im folgenden nochmals auf die einzelnen Gebiete dieses Unterrichtsplanes zurück und möchte hier vorerst ein paar Bemerkungen über den äusseren Aufbau des phonetischen Institutes vorausschicken.

Das *Department of Phonetics* bildet eine selbständige Abteilung der Universität London und ist im University College untergebracht. Es steht unter der Leitung von Professor Daniel Jones. Der Lehrkörper für das laufende Schuljahr zählt elf Mitglieder; vier gehören dem engeren Stabe an, die andern setzen sich aus zwei Haupt- und fünf Hilfslehrern zusammen. Nahezu ein Dutzend Dozenten und Lehrer für ein einziges Unterrichtsfach mag auf den ersten Blick fast etwas viel erscheinen. Tatsache ist, dass die gegenwärtigen Verhältnisse mit Hinsicht auf den Lehrkörper, wie auf die Lehrräumlichkeiten nicht mehr genügen und dringend nach umfassender Erweiterung des ganzen Institutes rufen. Vergegenwärtige man sich, dass die Universität London in ihren 20—30 Kollegiengebäuden über 20,000 Studenten beherbergt, dass alljährlich aus allen Teilen des britischen Reiches eine ansehnliche Zahl von Wissensbegierigen für ihre Studien nach der Hauptstadt kommen, um da, wo uicht in erster Linie, so doch nebenbei ein gutes Englisch zu erlernen, dass der Phonetik als Hilfswissenschaft im Sprachunterricht heute so ziemlich allerorts und von allen Seiten weittragende Bedeutung zuerkannt wird, und dass praktischer Phonetikunterricht, vor allem auf der Hochschulstufe, nur in kleinen Klassen von nicht mehr als sechs bis acht Schülern erteilt werden sollte. Der Plan eines neu zu erstellenden und grosszügig angelegten Sprachinstitutes auf phonetischen Prinzipien ist denn auch bereits schon vom Universitätssenate genehmigt und — was in solchen Sachen von nicht geringerer Wichtigkeit ist — finanziell zu einem schönen Teil gesichert.

Die Jahresarbeit des phonetischen Institutes zerfällt, dem englischen Schuljahr entsprechend, in Trimester von je ca. elf Unterrichtswochen. Neben den Vorlesungen über englische und französische Phonetik, die den Hauptteil des Programmes ausmachen, finden

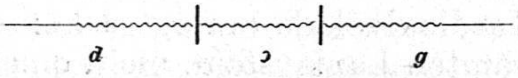
auch Kurse über allgemeine, über deutsche, italienische und wallisische Phonetik statt. Sofern sich mindestens drei Studenten dafür verwenden, wird über irgendwelche beliebige andere Sprachen wie Russisch, Urdu, Sinhalesisch, Yoruba, usw. systematischer Lautunterricht erteilt. Kein Wunder, dass sich im phonetischen Institute bisweilen das bunteste Völkergemisch — Europäer, Indier, Chinesen, Neger — zusammenfindet. An dieser Stelle mag auch auf die grosse nationale Bedeutung hingewiesen werden, die dem Institute durch die Erforschung der hundert und aberhundert verschiedenen Sprachen des britischen Weltreiches zukommen muss. In den Laboratorien finden die Studenten Gelegenheit, einen Einblick in die experimentelle Phonetik zu gewinnen und sich in lautwissenschaftlichen Untersuchungsmethoden zu üben.

Der Unterrichtsplan der regulären Jahreskurse zeigt dieselbe Dreiteiligkeit wie sie uns bereits von den Ferienkursen her bekannt ist: Theorie, Hörübungen und praktische Klassenarbeiten. Auf die Notwendigkeit von Sprech- und Leseübungen, das Vermeiden von deplacierten und Verbessern von falsch gebildeten Sprachlauten, brauche ich nicht weiter einzugehen. Die Hörübungen bilden einen nicht weniger unerlässlichen Teil der phonetischen Schulung. Ist das Ohr ausserstande, Laute und Lautgruppen in ihren Feinheiten und Nuancen aufzunehmen und zu unterscheiden, so ist ihre Reproduktion durch die Sprechorgane in erheblicher Weise benachteiligt, wenn nicht ganz verunmöglicht. Erste Bedingung für deutliches Sprechen ist Gewandtheit und Sicherheit im Hören, ein gut entwickeltes und tüchtig geschultes Ohr. Die Hörübungsstunde besteht aus nichts weiterm als dem phonetischen Niederschreiben eines andiktierten Textes. Dieser braucht aber durchaus nicht der eigenen oder einer bekannten fremden Sprache entnommen zu sein. Im Gegenteil: fremdartige Laute, ungewöhnliche Kombinationen von bekannten, sinnlose Wörter oder kurze Abschnitte aus akustisch ganz und gar unvertrauten Sprachen eignen sich für diese Übungen weit besser. Das Lautbild sollte in keiner Weise von einem vorhergegangenen phonetischen oder gewöhnlichen Schriftbild beeinflusst sein. Das bekannte Wort hört man immer so, wie man sich angewöhnt hat, es zu hören oder geschrieben zu sehen; dem unbekannten gegenüber stellt sich das Ohr viel kritischer ein. Die Hörübungen setzen die Kenntnis und leichte Beherrschung einer phonetischen Schrift voraus. Abgesehen von manchen Wörterbüchern, die immer noch durch die Verwendung von eigenen phonetischen Zeichen für ein ebenso lästiges als zweckloses Chaos verantwortlich sind, bedient man sich heute fast überall nur mehr der internationalen Lautschrift. Für den Schulgebrauch genügt ein vereinfachtes Lautalphabet, das, wie schon erwähnt, fürs Englische 32, fürs Französische 36 Symbole unterscheidet. In der wissenschaftlichen Phonetik kommt man ohne eine weit detailliertere, an die Hunderte von verschiedenen Zeichen umfassende Lautschrift nicht aus.

Die phonetische Theorie gibt Aufschluss über Bildung, Charakter

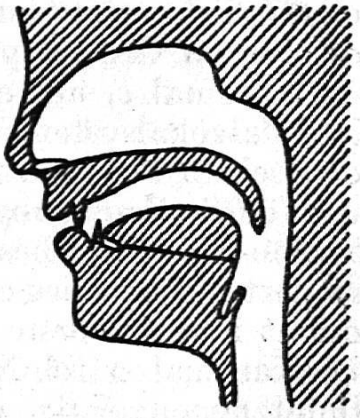
und Klassifikation der Sprachlaute, über ihre Bedeutung als Einzelelemente und ihre Funktion als Wort- und Satzbestandteile. Sie beschäftigt sich mit der gegenseitigen Beeinflussung von benachbarten Lauten, mit Akzentverschiebungen, Tonverhältnissen, und bringt durch Aufstellung von Lautgesetzen System und Ordnung in ihr weites Arbeitsgebiet. Ich verweise für das Studium aller dieser Fragen auf das ausgezeichnete Lehrbuch von Daniel Jones: An Outline of English Phonetics (Teubner, 1918), das auch eine Reihe von wertvollen Winken über die deutschen und französischen Sprachlaute enthält. Im Anschluss hieran möchte ich lediglich zwei Dinge kurz berühren.

Es hört sich fast unglaublich an, wenn einem gesagt wird, dass das Wort dog hinsichtlich seiner korrekten Aussprache zu den am schwersten zu erlernenden englischen Wörtern gezählt werden muss. Gibt es denn in der gesprochenen Sprache etwas Leichteres, als das einsilbige Wort. Die Schwierigkeiten liegen beim *d* und *g*. Kymographische Untersuchungen haben ergeben, dass die stimmhaften englischen Verschlusslaute *(b, d, g)* unter gegebenen Umständen nicht einfache, sondern zusammengesetzte Gebilde sind. Das *d* ist anfänglich stimmlos, gewissermassen ein abgeschwächtes *t*. Erst wo es dem Vokale näher kommt, wird es stimmhaft. Das *g* fängt stimmhaft an und geht dann in sein stimmloses Korrelat, eine schwache Form von *k* über. *dog* könnte phonetisch nicht unpassend *tdɔgk* geschrieben werden.



Kymographische Larynx-Aufzeichnung des Wortes *dog*.
(Die Wellenlinie markiert Stimmhaftigkeit.)

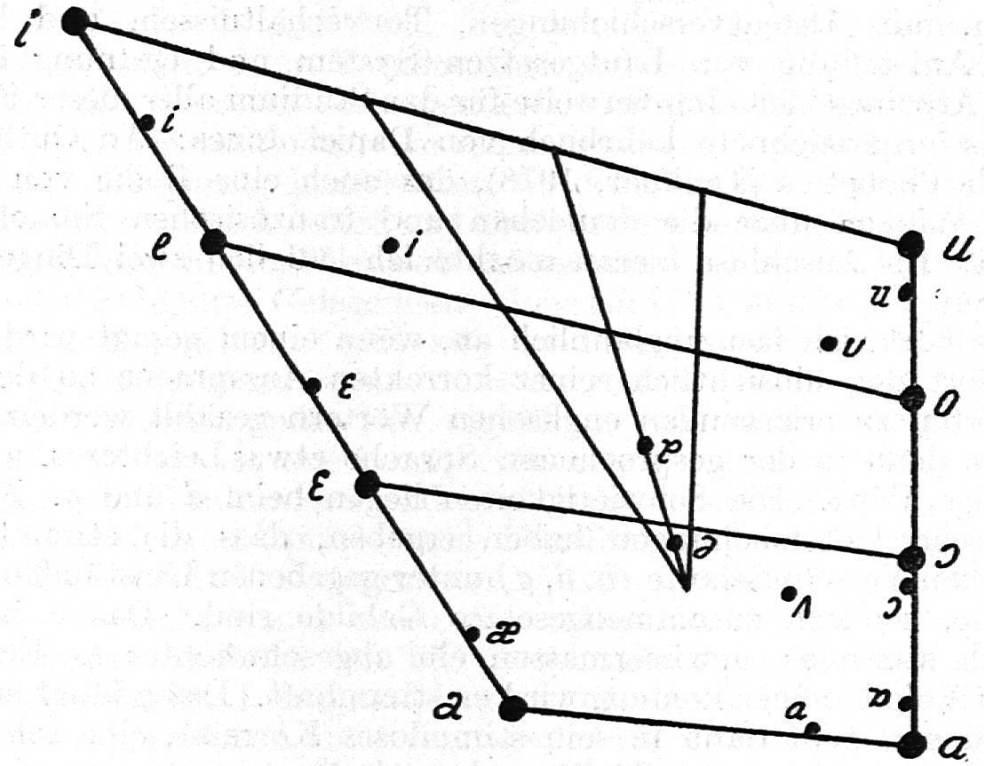
Neben *m*, *n* und *ŋ* existiert im Englischen noch ein vierter Nasalkonsonant. In der üblichen Aussprache des Wortes *comfort* wird das *m* vom nachfolgenden *f* derart beeinflusst, dass es seinen bilabialen Charakter verliert. Die Mundhöhle verschliesst sic h durch Anlegung der Unterlippe an die Oberzähne. Das Ergebnis ist ein labiodentaler Nasalkonsonant, phonetisch *ɱ* geschrieben. Wir haben hier einen Fall von rückgreifender Lautassimilation. Das nebenstehende Diagramm zeigt die Mundverhältnisse für *ɱ*.



Von grundlegender Bedeutung in der wissenschaftlichen Phonetik sind heute die Begriffe: Kardinalvokal, Lauteinheit *(phoneme)*, Toneinheit *(toneme)*.

Das System der Kardinalvokale ist eine Erfindung von Professor Jones, der damit im Zusammenhang das bisherige Vokaldreieck durch eine neue Figur von der Form eines Trapezoides ersetzte. Dieses

repräsentiert ein vereinfachtes Munddiagramm, bestimmt und eingeteilt durch acht verschiedene Zungenlagen.



Die Jones'sche Kardinalvokalfigur, mit Einschluss der englischen Vokale.
(Die Kardinalvokale sind stärker hervorgehoben.)

Die Zahl der Kardinalvokale beträgt acht: *i*, *e*, ɛ, a, *a*, ɔ, *o*, *u*. Sie wurden dem gesamten Lautsystem, nicht einer speziellen Sprache entnommen und können demnach Anspruch auf allgemein-lautsprachliche Stellung und Zugehörigkeit erheben. Der Kardinalvokal kennt keine Variationen, wie beispielsweise das englische ɛ, das je nach Umständen heller oder dunkler (höher oder tiefer) sein kann. Durch seine grammaphonische Fixierung ist ihm ein für allemal ein einziger und unveränderlicher Lautwert gegeben worden. Selbstverständlich setzte man ihn nicht willkürlich, sondern nach ganz bestimmten Gesichtspunkten fest.

Kardinal *e*, um ein Beispiel zu geben, ist das zweite Glied im Kardinalvokalsystem: ein halb geschlossener Vorderzungenvokal; der höchste Punkt der Zunge befindet sich genau im oberen Drittel ihres für die Erzeugung von Selbstlauten überhaupt möglichen Vordergaumen-Spielbereiches; die Lippen sind gespreizt. Kardinal *e* existiert nicht in der englischen Sprache. Von den englischen Lauten kommt ihm das erste Element des Diphthongs *ei* am nächsten.

Kardinal ɔ ist Nummer sechs des Systemes: ein halboffener Hinterzungenvokal; der höchste Punkt der Zunge befindet sich genau im unteren Drittel ihres hinteren Spielbereiches; die Lippen sind gerundet. Der englische Vokal ɔ steht ihm sehr nahe.

Kardinal *i* ist der höchstmöglichste ungerundete Vorderzungenvokal. Er bildet den eigentlichen Grenzpunkt, bei dessen Überschrei-

tung, d. h. noch weiter gehenden Verengerung des Abstandes zwischen Zunge und hartem Gaumen, der Vokal in den entsprechenden Reibelaut übergeht. Dasselbe gilt für *u* als den höchsten gerundeten Hinterzungenvokal.

Kardinal a und *a* sind die beiden tiefstmöglichsten Vorder- beziehungsweise Hinterzungenvokale.

Der praktische Nutzen des Kardinalvokalsystems besteht darin, dass mit ihm ein Normalmass für die Ermittlung und Klassifizierung aller Vokale geschaffen ist. Es kommt ihm in der Phonetik dieselbe Bedeutung zu, wie dem Meter als Masseinheit für Längenbestimmungen. Mit seiner Hilfe lässt sich in leichter Weise ersehen, wie sehr irgendein Vokal irgendeiner beliebigen Sprache von dem ihm am nächsten verwandten Kardinalvokal, oder von anderen eingetragenen Lauten abweicht; worin und wieweit beispielsweise das französische und englische *i* voneinander differieren. Das englische ist bedeutend tiefer und befindet sich fast halbwegs in der Richtung gegen Kardinal *e*. Das kurze englische *i* (wie in *bit*) ist noch niedriger und überdies stark gegen den in der Figur durch das Dreieck bezeichneten Bereich der gemischten Vokale zurückgezogen.

Die Kardinalvokale müssen demjenigen, der sich ihrer bedient, so sicher und bestimmt bekannt sein, wie dem Musiker das *c*. Zwei Wege stehen für ihre Erlernung zur Verfügung. Entweder lässt man sie von jemand, der sie beherrscht, vorsprechen, oder man bedient sich der grammaphonischen Aufzeichnungen.

Das Phoneme ist eine Gruppe von zwei oder mehr ihrem Charakter nach eng verwandten Lauten einer und derselben Sprache, die derart in zusammenhängender Rede verwendet sind, dass keiner von ihnen an Stelle eines andern treten kann. Dasjenige Glied des Phoneme, das am häufigsten vorkommt, wird als Hauptglied, die andern als Nebenglieder, bezeichnet. Ich gebe ein Beispiel. In den Wörtern *very* und *well* haben wir den Vokal ε. Das ε in *very* besitzt aber nicht genau denselben Lautwert wie das ε in *well*. Vertauschen sie ihre Plätze, so würde das Lautbild beider Wörter als unkorrekt und unnatürlich empfunden. Die Lauteinheiten können ändern je nach den Sprachen, denen sie zugehören. Für den Russen sind das sog. helle und dunkle *l* zwei voneinander unabhängige Laute und daher zwei verschiedene Phonemes. Im Englischen werden sie als *ein* Laut empfunden und dementsprechend mit demselben Buchstaben geschrieben. Wir haben in der Schrift nur für das Phoneme und nicht für jeden einzelnen Laut ein besonderes Zeichen. Der richtige Gebrauch der Haupt- und Nebenglieder der Phonemes ist unerlässlich für eine korrekte Aussprache.

Das Toneme ist etwas Wesensverwandtes und von grösster Bedeutung für jene Sprachtypen, in denen dieselben Laute und Wörter durch Änderung des Tones etwas vollständig Neues auszudrücken imstande sind. So kann das chinesische Wort *ma* je nach Tonhöhe und Tonfall folgendes bedeuten: Mutter, nicht, Pferd, schelten, roh, Flachs, verkaufend, Puls. Der Phonetik steht hier noch ein weites,

äusserst kompliziertes und bis heute nur wenig bebautes Arbeitsgebiet zur Verfügung.

Zum Schluss nochmals ein Wort über die Frage des Standard-Englisch. Die Meinungen hinsichtlich der Zweckmässigkeit einer einheitlichen und allein als korrekt anzuerkennenden Aussprache weichen heute noch stark voneinander ab. Professor Jones vertritt den Standpunkt, dass die Schaffung einer standard English pronunciation wünschbar und erforderlich, wenn auch zur Zeit noch nicht durchführbar sei. Bernard Shaw ist anderer Ansicht und bezeichnet eine solche Vereinheitlichung als fahl, gekünstelt und leblos. Dagegen hat er grosses Lob für die phonetische Schrift, die dem dramatischen Dichter allein Möglichkeit und Bürgschaft gewähre, dass seine Personen so dargestellt werden, wie er es wünsche: „Wenn die Schauspieler imstande sind, meine Dramen auch lautsprachlich so zu lesen und wiederzugeben, wie ich sie konzipierte und schrieb, so bin ich ihres sicheren Erfolges gewiss."

Strukturpsychologie.

Von Dr. Max Zollinger, Zürich.

Die Experimentalpsychologie hat eine Rivalin erhalten, die der ältern Schwester zwar gewiss nicht die Lebensberechtigung, aber doch die Zuneigung schöpferischer Geister streitig machen dürfte. Nicht von der Einsicht in die Eigenart und den Ablauf experimentell isolierbarer seelischer Einzelakte, sondern von der Beobachtung bestimmter typischer Formen ihres Zusammenspiels erwartet die Strukturpsychologie — der Name weist auf Wilhelm Dilthey zurück — letzte Aufschlüsse über das Wesen des seelischen Lebens und seine Gesetzmässigkeit. Sie legt Querschnitte durch die Strukturen zahlreicher Einzelseelen, reduziert die ähnlichen Bilder auf eine möglichst geringe Zahl von Grundtypen und ordnet sie, das Verfahren des antiken Charakterologen Theophrast mit unendlich viel feineren Mitteln erneuernd, zu Typensystemen zusammen, die sich nach der Ansatzstelle und der Richtung der Schnitte voneinander unterscheiden. So gelangt C. G. Jung („Psychologische Typen", Zürich 1921), eigene frühere Anschauungen teilweise berichtigend, auf Grund einer höchst intelligenten Verwertung jahrzehntelanger nervenärztlicher Erfahrung und umfassender philosophisch-literarischer Studien zu einer Vierzahl von psychischen Typen, die sich aus dem Vorherrschen einer der vier Grundfunktionen des Denkens, Fühlens, Empfindens und Intuierens erklären; jede der vier Funktionsformen spaltet sich, je nachdem das Subjekt sich „ganz ans Objekt aufzugeben" oder das Objekt an sich zu ziehen trachtet, in einen extravertierten und einen introvertierten Typus. Ebenfalls von der Psychiatrie her kommt der Tübinger Neurologe Ernst Kretschmer („Körperbau und Charakter." Berlin 1921): Er erkennt ziffermässig